

Ferdinand Sutterlüty, Peter Imbusch (Hg.)

ABENTEUER FELDFORSCHUNG

Soziologen erzählen



18

campus

Abenteuer Feldforschung

Ferdinand Sutterlüty ist Professor für Soziologie an der Katholischen Hochschule NRW in Paderborn und Mitglied der Leitung des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt am Main.

Peter Imbusch, Dr. habil., ist Privatdozent für Soziologie an der Universität Marburg und Fellow am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld.

Ferdinand Sutterlüty, Peter Imbusch (Hg.)

Abenteuer Feldforschung

Soziologen erzählen

Campus Verlag
Frankfurt/New York

ISBN 978-3-593-38768-0 Print
ISBN 978-3-593-41596-3 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2008 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag, Frankfurt/Main

Umschlagmotiv: © Björn Damm, Lübeck

Satz: Campus Verlag, Frankfurt/Main

Druck und Bindung: Druckpartner Rübelmann, Hemsbach

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Unvermutete Begegnungen	
<i>Ferdinand Sutterlüty und Peter Imbusch</i>	9

Kunst und Kultur

Ro on Rave	
<i>Ronald Hitzler</i>	19

Der fremde Stamm der Wagnerianer	
<i>Winfried Gebhardt</i>	29

Schöner Wohnen	
<i>Robin Celikates</i>	43

Religion und Geistesleben

Gottes Werk und Wille	
<i>Katharina Liebsch</i>	59

Bilder einer schwierigen Ankunft	
<i>Karen Körber</i>	73

Markt der Nächstenliebe	
<i>Ferdinand Sutterlüty</i>	79

Stadt und Etablissement

Absolute Spitzel-Klasse <i>Nigel Barley</i>	99
Nosing Around <i>Norbert Gestring und Jan Wehrheim</i>	105
Abenteuer bei Dirnen und Zuhältern <i>Roland Girtler</i>	117

Heimstatt und Fremde

Gefühlte Integration <i>Sophia Pick</i>	131
Der digitale Basar <i>Jörn Lamla</i>	149
Kleiner Grenzverkehr <i>Ulrich Harbecke</i>	163

Arbeit und Ideologie

WOW! Die amerikanische Anerkennung <i>Stephan Voswinkel</i>	175
Arbeitslose auf Erfolgsspur <i>Chantal Magnin</i>	185
Ein Weg in die neue Bürgerlichkeit <i>Andreas Pettenkofer</i>	197

Feld und Forschung

Die Zehn Gebote der Moralforscherinnen <i>Doris Wohrab, Marion Meyer-Nikele und Gertrud Nunner-Winkler</i>	211
Der diskrete Charme der sozialen Distanz <i>Peter Imbusch</i>	233
Irritierende Begegnungen mit mir selbst <i>Marianne Rychner</i>	243
Sehen, aber nicht schauen <i>Christoph Maeder</i>	251
Über die Autorinnen und Autoren	257

Unvermutete Begegnungen

Ferdinand Sutterlüty und Peter Imbusch

Als wir uns des Nachts unter den Zedern des Teutoburger Waldes Geschichten aus der Feldforschung erzählten, entstand die Idee. Mehrere Jahre hatten wir in einer größeren Gruppe zusammen geforscht, uns regelmäßig auf Konferenzen getroffen und gerade die abschließenden Fachvorträge gehalten. Bei den Anekdoten, die nun reihum gingen und gewöhnlich in keinem Forschungsbericht mehr auftauchen, hatten wir viel zu lachen. Die unmittelbaren Kontakte zu Menschen aus den unterschiedlichsten Kreisen hatten uns in bisweilen absurde und komische Situationen hineingeführt, die zum persönlichen Abenteuer wurden. Viele der Erlebnisse hatten allzu vertraute soziale Welten verfremdet, fremde unverhofft vertraut gemacht. So wurde das, was Feldforscherinnen und Feldforscher erleben, wenn sie sich ihrem mitunter widerspenstigen Gegenstand ausliefern, zum Stoff für die in diesem Band versammelten Texte.

Das Buch schildert Erfahrungen fernab von Schreibtisch und wissenschaftlicher Abhandlung. In Vielem gleichen sie dem, was der Soziologe Georg Simmel in seinem Essay *Das Abenteuer* beschrieben hat. Ein Aufenthalt im Feld kennt nicht nur einen Anfang und ein Ende, sondern ist auch herausgehoben aus den kontinuierlichen Lebenszusammenhängen des Forschenden. Seine außeralltäglichen Erlebnisse verdanken sich einem besonderen, zweigesichtigen Verhältnis zur Welt, das nach Simmel das Abenteuer kennzeichnet. Einerseits sind wir, wenn wir ein Abenteuer durchleben, den unberechenbaren Gewalten und Wechselfällen des Lebens preisgegeben, andererseits verhalten wir uns wie Eroberer, die geistesgegenwärtig die sich bietenden Chancen ergreifen. Diese beiden Elemente des Abenteuers sind auch für Feldforschung charakteristisch.

Wer dieses Metier betreibt, kommt mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit so intensiv in Kontakt wie keine andere Form der Sozialforschung. Im Unterschied etwa zu jenen, die Umfragen durchführen oder standardisierte Fragebögen verschicken, nehmen Feldforscher direkt am Leben der Be-

forschten teil. Sie begeben sich in die freie Wildbahn der eigenen Gesellschaft, so wie Ethnologen in ferne Kulturen eintauchen. Chamäleongleich müssen sie sich ihrer Umgebung in Kleidung, Verhalten und Sprache anverwandeln, wollen sie sich den Zugang zum Feld nicht verbauen. Darauf beruht das Moment des Ausgeliefertseins und des Sichüberlassens an das Feld, das die eine Seite des Abenteuerlichen in der ethnographischen Forschung ausmacht.

Der Ethnograph weiß oft nicht, was ihn im Feld erwartet und worauf er sich einzustellen hat. Er überschreitet seinen gewohnten Lebensradius und muss die Kunst beherrschen, sich auf exterritorialem Gebiet unauffällig und vertrauenerweckend zu bewegen. Verhält er sich falsch, droht sich sein Feld schnell vor ihm zu verschließen. Diese Möglichkeit des Scheiterns macht einen Teil der Gespanntheit aus, die der Feldforscher mit dem Abenteurer teilt. Versuchen ihn die Akteure im Feld zu vereinnahmen, indem sie ihn etwa zum Spitzel machen und von ihm erfahren wollen, was Dritte gesagt und getan haben, muss er dem Ansinnen widerstehen. Schnell aber kann es kommen, dass er sich als beobachteter Beobachter durch die Reaktionen seiner Forschungsobjekte, die ihn *ad personam* adressieren, in Frage gestellt und gezwungen sieht, die Rolle des unbeteiligten Zuschauers aufzugeben. All diese Klippen, die das Feld dem Forschenden bereithält, gilt es zu meistern. Die Anpassungsleistungen, die er als Außen-seiter dabei erbringen muss, sind Erkenntnisquellen ersten Grades. Am eigenen Leib erfährt er, was es heißt, ein Akteur in einem bestimmten gesellschaftlichen Milieu zu sein. In seiner Subjektivität erschließt sich eine Welt, an die er sich ausgeliefert hat.

Umgekehrt aber wissen die beobachteten oder befragten Personen nicht genau, was der Feldforscher aus dem machen wird, was sie ihm darbieten und mitteilen. In diesem Sinne liefern sie sich ihm aus; in gewisser Weise verfügt er mit seinen Deutungen über diejenigen, deren Wirkungsbereich er erkundet. Dieses Ungleichgewicht kann die Beforschten gegen ihn aufbringen und zu latenten Aggressionen führen – und das nicht völlig ohne Grund. Denn der Feldforscher ist auch ein Abenteurer im zweiten Sinn des Wortes: Er schützt und tarnt sich nicht nur, er ist, wie das Chamäleon, zugleich auf Beute aus. Mit der verborgenen Allüre des Eroberers betritt er das Feld. Mit detektivischem Spürsinn sucht er Informanten und Situationen auf, die ihm den Schlüssel für die Sinnstrukturen der erforschten Wirklichkeit verschaffen sollen. Wenn er an den Schreibtisch zurück-

kehrt, hat er das aufgezeichnete Interview im Kasten oder ein Beobachtungsprotokoll im Notizbuch.

Auf dem, was er seinem Feld entlockt oder entrissen hat, baut er später seine wissenschaftliche Arbeit auf. Die Ausrichtung an einem klar definierten Erkenntnisziel, das er beharrlich verfolgt, trennt den Sozialforscher von anderen Abenteurern, für die das außergewöhnliche Erlebnis ein Selbstzweck ist – man denke nur an das sexuelle Abenteuer oder die Angstlust in der unkalkulierbaren Gefahrensituation. Erst recht unterscheidet sich die Attitüde des Feldforschers von der des gewöhnlichen Neugierigen, der am Tresen einer Kneipe, im Fußballstadion oder beim Schulfest die Szenerie beobachtet. Er dokumentiert die eingefangenen Episoden nicht nur sorgsam, sondern nimmt ihnen auch den Charakter des bloß zufällig Aufgeschnappten, indem sie ihm zum Material werden, mit dessen Hilfe er gesellschaftliche Realitäten nach den Regeln seiner Zunft zu dechiffrieren versucht. Die Lust an der Erkenntnis und das Wissen, dass sich alles Menschliche erst jenseits nüchterner Zahlenreihen erschließt, treiben ihn an.

Das gilt auch für die Autorinnen und Autoren dieses Bandes, die nicht verbergen, dass sie »wirklich da gewesen« sind. Sie schildern Geschichten unvermuteter Begegnungen zwischen Forschenden und Beforschten, zwischen Akteuren im Feld, zwischen den Mitgliedern einer Forschergruppe oder auch des Feldforschers mit sich selbst. Während die einen die bewährte sozialwissenschaftliche Distanz zu ihrem Gegenstand wahren, haben es andere gewagt, »ich« zu sagen. So verschieden wie die Darstellungsweise der Beiträge sind auch die Orte ihrer Handlung – sie reichen von den Bayreuther Festspielen bis zur Technoparty, von der Führungsetage eines Unternehmens für Luxusgüter bis zu den Fluren der Arbeitsvermittlung, vom Schulungsraum für das Hotelpersonal bis zur Schreibstube eines Journalisten, von der Straße im Kiez bis zur Verbraucherplattform im Internet, von der Kirchengemeinde bis zur Halbwelt des Rotlichtmilieus.

In allen Fällen handelt es sich um diagnostische Miniaturen, die schlaglichtartig vor Augen führen, von welchen Regeln, Erwartungen, Wahrnehmungsmustern oder Machtverhältnissen die sozialen Realitäten beherrscht sind, von denen sie berichten. Die dargestellten Episoden legen die Sicht auf das frei, was den Blicken ansonsten entzogen ist, auch wenn es sich um die Ecke befindet; oder sie weisen auf die bizarren Seiten des

uns scheinbar Vertrauten hin. Wie Stationen einer Entdeckungsreise durch die Gegenwartsgesellschaft nehmen sich daher die einzelnen Beiträge aus.

Die hier abgedruckten Geschichten sind in sechs Rubriken angeordnet, die jene gesellschaftlichen Sphären repräsentieren, in denen sie sich abspielt haben.

Die Rubrik »Kunst und Kultur« beginnt mit einem Text von Ronald Hitzler, der sich mit Haut und Haaren dem Partygeschehen eines Raves ausgesetzt hat. Er schildert, wie er eine ganze Generation und die Grenzen des akademischen Soziotops überspringt, um als Lohn dafür die ungeahnte Fülle des Lebens in der Technoszene kennenzulernen. Diese bietet eine intensiv erlebte und frei gewählte Teilzeit-Gemeinschaft jenseits starker Wertbindungen und lässt sich laut Hitzler als ein genuines Produkt fortgeschrittener Individualisierung begreifen. Winfried Gebhardts Beitrag führt auf den Grünen Hügel in Bayreuth. Er beschreibt den Stamm der Wagnerianer, seine eigentümlichen Rituale und Geschmacksurteile. Am auratischen Ort ihres Meisters, so seine Beobachtung, erleben die Mitglieder dieses fremden Stammes eine tiefe Seelenverwandtschaft und die Gewissheit, etwas ganz Besonderes zu sein. Robin Celikates hat an Führungen durch eine Ausstellung teilgenommen, die wegen ihrer offenen Gestalt zum sozialen Experiment wurden. Er hat gesehen, wie rasch die Aufforderung, die je eigenen Erfahrungen kundzutun, in die Erwartung umschlägt, von Wissenden geführt zu werden, und wie dicht das kleinbürgerliche Ressentiment gegen die moderne Kunst an die richtigen Fragen heranreicht.

Der Schauplatz des ersten Beitrags zu »Religion und Geistesleben« ist eine freikirchliche Gemeinschaft. Mit ihrer Geschichte demonstriert Katharina Liebsch, wie subtil die Worte eines Predigers in die Gedanken einer Beobachterin einzudringen vermögen, die der Botschaft seines Glaubens eher verständnislos gegenübersteht. Dabei lässt sie, anders als in der wissenschaftlichen Prosa üblich, die Subjektivität der Forschenden nicht hinter dem verschwinden, was sie erforscht hat. Karen Körber hat jüdische Gemeinden untersucht, die Einwanderer aus Russland aufgenommen haben. Sie spricht von den Skurrilitäten deutsch-jüdischer Begegnungen, die von Normalität so weit entfernt sind wie der jüdisch-jüdische Dialog oder auch Odessa von New York. Ferdinand Sutterlüty erzählt von einem wohlthätigen Kleiderverkauf, den Frauen einer evangelischen Kirchengemeinde veranstaltet haben. Er zeigt, wie schwer es die Nächstenliebe mit der Wirklichkeit hat, zumal wenn sie an der biblischen Vorlage gemessen

wird. Ein junger Literaturwissenschaftler führt in seinem Text als fiktiver Protagonist durch authentisches empirisches Material.

Die »Stadt und Etablisement« zugeordneten Beiträge eröffnet Nigel Barley, der einen Spaziergang durch London unter den Augen von Überwachungskameras unternimmt. Er fragt, was mit den unablässig unter Beobachtung stehenden Bürgern geschieht, von wem die unübersehbare Menge an Filmmaterial ausgewertet wird und ob man nicht aufgrund einer zufälligen Ähnlichkeit plötzlich als Verbrecher gesucht werden kann. An seinem Beitrag lässt sich ablesen, wie sehr sich der ethnographische Blick von dem eines Agenten des Überwachungsstaats unterscheidet. Aus einer ganz anderen Perspektive beschäftigen sich Norbert Gestring und Jan Wehrheim mit dem Sicherheitsempfinden der Stadtbevölkerung. Am Beispiel eines Bremer Viertels zeigen sie auf, dass die Bedrohungsgefühle der Bewohner durch die Anwesenheit von Obdachlosen und Junkies davon abhängen, ob sie als städtische Dörfler leben oder als anonyme Großstädter, für die jede Behelligung rasch zur Zumutung wird. Zu guter Letzt weisen sie auf die pazifizierende Wirkung des Cappuccinokonsums auf die wachsenden sozialen Ungleichheiten hin. Roland Girtler berichtet von seinen zahlreichen Abenteuern als Feldforscher im Rotlichtmilieu Wiens. So verhilft ihm beispielsweise ein Zuhälter zu einem beeindruckenden Auftritt in einem Automobil der Marke Jaguar. Und seine Freunde – Bordellbesitzer und Ganoven – tauchen am Soziologischen Institut der Universität auf.

Der Text von Sophia Pick beruht auf Alltagsbeobachtungen. Sie lässt unter der Rubrik »Heimstatt und Fremde« zwei vormalige Schwestern im Feminismus, die ganz unterschiedliche Lebenswege eingeschlagen haben, einander am Fenster einer Wohnung in Berlin-Kreuzberg ein Stelldichein geben. In ihrem Dialog räsonieren die beiden über muslimische »Gebärnonnen« oder den »Fundi-Döner« und treffen auf jede Menge *false friends* – kommunikative Tretminen, die sich allenfalls durch behutsame Übersetzungsarbeit räumen lassen. Jörn Lamla schildert, wie er durch die anfängliche Ablehnung als Onlineforscher, der mit Mitgliedern einer Verbraucherplattform reden wollte, zu weitreichenden Erkenntnissen über die Regeln der Internet-Community gelangt ist. Er musste erst lernen, dass es im Internet nicht anders zugeht als auf einem marokkanischen Basar: Wo alle um strategische Informationsvorteile kämpfen, ist es unabdingbar, vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen. Ulrich Harbecke erzählt von einem Geschäftsmann, der sich eines Tages vom wohligen Schlafgemach der

Stadtstreicher am U-Bahnschacht magisch angezogen fühlt. Für eine Nacht tauschen sie die Rollen, und im Luxushotel stellt sich heraus, dass die professionelle Freundlichkeit auf einen solchen Fall nicht vorbereitet ist. Während die meisten anderen Beiträge als Versuche einer narrativen Soziologie gelten können, handelt es sich bei Harbecke um soziologisch inspirierte Literatur.

Wie es um »Arbeit und Ideologie« heute steht, vermittelt zunächst Stephan Voswinkel. Im Hotel Spirit geht er der Tatsache auf den Grund, dass Anerkennung eine Macht eigener Art ist. Am Beispiel von Mitarbeiter-schulungen und täglichen Übungen zur Festigung einer Dienstleistungs-mentalität fördert er die Einsicht zutage, wie gefährlich nahe sich wertschätzende Manipulation und manipulatorische Wertschätzung kommen können. Chantal Magnin ist in schweizerischen Arbeitsvermittlungszentren den teilweise verheerenden Wirkungen eines neuen Controllingsystems auf die Arbeitsberater und Langzeitarbeitslosen nachgegangen. Ein ominöser Unternehmensberater, der an der Einführung dieses Systems beteiligt war, scheint als einziger für seinen Erfolg keine messbare Leistung erbringen zu müssen. Im Mittelpunkt des Beitrags von Andreas Pettenkofer steht ein Interview, das er in den Anfangsjahren der Berliner Republik mit einem Journalisten in der deutschen Hauptstadt geführt hat. Wenn man seinen Text liest, beginnt man zu begreifen, wie sich ein Mann, der täglich für ein links-alternatives Blatt mit egalitärer Organisationsstruktur geschrieben hat, unversehens in der neuen Bürgerlichkeit wiederfinden kann.

Die vier Beiträge zu »Feld und Forschung« nehmen das spannungsreiche Verhältnis zwischen Wissenschaft und erforschter Sozialwelt direkt in den Blick. Doris Wohlrab, Marion Meyer-Nikele und Gertrud Nunner-Winkler beschreiben die Unbilden der gelebten Moralforschung und der wissenschaftlichen Teamarbeit, die von unerbittlichen Hierarchien und allerlei Ränkespielen geprägt ist. Bei der Bewältigung ihrer abenteuerlichen Feldaufenthalte und fortwährenden Auseinandersetzungen im Team greifen die Forscherinnen alsbald selbst auf die Unmoral der Jugendlichen zurück, mit denen sie Interviews geführt haben. Daraus leiten sie ihre Zehn Gebote der Moralforschung ab. Peter Imbusch befasst sich in seiner Geschichte mit der Schwierigkeit, dass Forscher und Beforschte nicht nur als sprachbegabte Wesen, sondern auch als Körper aufeinandertreffen. Geblendet von einer verführerischen Schönheit in der reichen Geschäftswelt, kann sich die Aufrechterhaltung sozialer Distanz durchaus als Herausforderung erweisen. Leicht kann die Faszination von Schönheit und Reichtum

betören und den sozialkritischen Blick des Forschers in Mitleidenschaft ziehen. Eine andere Art der Irritation im Feld beleuchtet Marianne Rychner. Bei ihrer Expedition auf den Gesundheitsmarkt wird sie zu ihrem eigenen Forschungsobjekt. Eine Schnelldiagnose am Messestand macht sie zur Patientin, die später beim Arztbesuch zu erschreckenden Selbsterkenntnissen gelangt. Durch eine Behandlung, die den professionellen Normen des Ärztestandes alle Ehre macht, wird sie wieder zur Soziologin – und Nichtraucherin. Christoph Maeder erklärt im abschließenden Beitrag, wie man Studierenden beibringt, soziale Situationen unaufdringlich zu beobachten, ohne mit Fragen wie »Was guckst du?« oder »Spinnst du?« konfrontiert zu werden. Solche Fragen ergeben sich aus der Doppelrolle des Ethnographen: Er ist ein Teilnehmer am sozialen Geschehen und gleichzeitig ein Beobachter, der bestimmten Forschungsfragen nachgeht, ohne die aufgesuchten Situationen nachhaltig stören zu dürfen.

Dies birgt Tücken, die jede Feldforschung zu einem Wagnis und manchmal zum großen Abenteuer machen.

Wir danken Judith Wilke-Primavesi vom Campus Verlag für ihre vielfältige Unterstützung bei der Realisierung dieses Buchprojekts. Den Leserinnen und Lesern wünschen wir erhellende Augenblicke und ein paar kurzweilige Stunden mit dem Band.

Kunst und Kultur

Ro on Rave

Ronald Hitzler

Die Angst des Forschers vor dem Feld

»Ich habe keine Ahnung, was da auf mich zukommen wird, was das überhaupt sein könnte. Aber ich bin mir ganz sicher: Irgendetwas Erschreckendes, nein, etwas Schreckliches wird mir widerfahren. Irgendetwas, was ich nicht mehr unter Kontrolle haben werde. Vielleicht werden sie mich zusammenschlagen, auf mich eintreten, mich beklauen. Oder ich werde in den Massen verloren gehen, werde verlassen, hilflos zwischen fremdartigen Menschen umherirren. Oder ich werde im Drogensumpf versinken. Oder die Polizei wird mich festnehmen und einsperren. Oder ich werde einen Hörsturz kriegen, oder einen Kreislaufkollaps, oder hungern, oder dürsten, oder einfach umfallen vor Müdigkeit. Eigentlich will ich nur gerne wieder nach Hause, in meine gemütliche Wohnung, vor meinen Fernseher – oder vielleicht am besten gleich ins kuschelige Bett. Aber ich bewege mich in die falsche Richtung – und auf ein Ereignis zu, das mir keineswegs geheuer ist, auf eine Nacht, vor der mir, ehrlich gesagt, angst und bange wird.«

Das ungefähr war mein Stimmungsbild, als ich an einem lauen Juniabend 1995 auf Stuttgart zufuhr. Im Auto neben und hinter mir saßen zwei junge Frauen mit Minikleidchen und Kampfstiefeletten und ein junger Mann mit kurzgeschorenen, giftgrünen Haaren. Aus den Lautsprecherboxen im Auto dröhnte eine merkwürdig bassbetonte, rhythmisch schnelle und melodisch zwar ansprechende, aber – jedenfalls für meinen Geschmack – wenig abwechslungsreiche Musik. Meine Begleiterinnen und mein Begleiter sprachen nicht viel – mit mir nicht und auch nicht untereinander. Und wenn Worte zwischen ihnen gewechselt wurden, dann ging es um Zustände wie: sich »spacig« fühlen, einen »Film schieben«, »gut drauf kommen«, »verstrahlt sein« oder »verpeilt sein«. Um Wesen wie DJs, mit Namen, die mir nichts sagten, um »Redbull«, »Flying Horse« und »Gatorade«, um Clubs, Locations und Events, und auch um Dinge wie Pillen, E's, Speed, Tickets,

Gras, die man einwerfen, einziehen oder mit denen man sich runterrauchen konnte. Es ging um die richtige Art Stoff und um die richtige Dosierung, aber auch um die richtige Art von Nahrung, um Vitamine, um Nähr- und Brennstoffe und darum, möglichst viel zu trinken – aber tunlichst keinen Alkohol. Und es ging schließlich, immer wieder, um die Sorge vor schlechtem »Zeugs«, vor Einlasskontrollen und vor allem vor der Polizei.

Man ahnt es längst: Ich war unterwegs zu meinem ersten Rave. Er fand in der Hanns-Martin-Schleyer-Halle in Stuttgart statt. Unter welchem Motto er stand, weiß ich nicht mehr genau – es war, glaube ich, »Masters of the Universe«. Wohl aber weiß ich noch, dass wir vier etwa zehn Minuten, bevor wir in Stuttgart ankamen, auf einem abgelegenen Parkplatz gehalten und uns durch Einverleibung von allerlei teils sättigenden, teils durststillenden und teils aufmunternden Dingen für die dräuende Party fit gemacht haben.

Wenig später waren wir eingekeilt und mussten uns über eine Stunde lang von unüberschbaren Massen fröhlicher Menschen auf einen der Eingänge zuschieben lassen, ehe wir abgetastet und gefilzt wurden, bis wir endlich drin waren. Das hat mich kaum noch irritiert: Irgendwie war es einfach schön zwischen all den jungen, warmen, beweglichen Leibern. Es war völlig anders als das, was ich sonst in vergleichbaren Situationen erlebe: in überfüllten U-Bahnen und auf Volksfesten etwa, aber auch beim Einlass zu Rockkonzerten. Überall da spüre ich meine Unterprivilegiertheit, erfahre mich als misshandelt und erlebe und erzeuge Aggressivität, denn ich fühle mich bedrängt und eingeengt von Menschen, die mich so stören wie ich sie, von Menschen, die unangenehme Gerüche ausströmen und deren Körper mir widerständig, eckig und abweisend vorkommen.

Hier aber, vor den Toren der Hanns-Martin-Schleyer-Halle, fühlte ich mich wohl, wenn ich auch kaum Platz zum Stehen hatte. Mehr noch: Ich fühlte mich geborgen in dieser zugleich so angeregt-aufgeregten wie vergnügt-friedfertigen Menge, obwohl zwischen mir und den Tausenden um mich herum der Altersabgrund von wenigstens einer Generation lag. Schon dieses Vorspiel zu meinem ersten Techno-Event war vor allem eines: ein Spaß, ein kongenialer Auftakt zu einer, wie ich mich auszudrücken gelernt habe, absolut geilen Party.

Dass schon mein erster Rave zu einer »geilen Party« wurde, lag wohl wesentlich daran, dass ich in dieser Nacht, die für uns Party-Time bis sieben Uhr früh bedeutete, von meinen drei Scouts, die sich als wirkliche Szene-Insider und echte Rave-Experten erwiesen, ermuntert und bewacht,

betreut und geführt, versorgt und, ja, auf diese merkwürdige Art geliebt worden bin, die mir später im Umgang zwischen Ravern immer wieder aufgefallen ist. Die drei haben mich damals auf so etwas wie eine Reise mitgenommen: Sie haben meine Seele durch das Chaos der verrückten Eindrücke in den Abgründen des Fremdartigen hindurchgeleitet, und sie haben unterdessen ständig die Erregungs- und Ermattungszustände meines Körpers kontrolliert und ausgeglichen. Sie haben mich gut vorbereitet, sie haben unterwegs darauf geachtet, dass ich nicht abstürze, und sie haben mich wohlbehalten in meinen Alltag zurückgebracht.

Ein kollektiver Ekstase-Spaß

Der Rave ist eine Tanzveranstaltung, die in oder auf einer Location stattfindet, welche groß genug ist, dass etliche Hundert bis Zigtausend Liebhaber von Techno-Musik zusammenkommen und raven, das heißt sich tanzvergnüglich austoben und dabei ihren Spaß haben können. Die Location für einen Rave ist also typischerweise eine Großhalle, ein Hallenkomplex oder auch ein Open-Air-Gelände, wie beispielsweise ein stillgelegter Militärflughafen, ein überdimensionales Sonnenblumenfeld und dergleichen mehr. Raves zeichnen sich üblicherweise dadurch aus, dass den Teilnehmern mehrere Tanzbereiche zur Verfügung stehen, die normalerweise auch mit unterschiedlichen Stilrichtungen von Techno-Musik beschallt werden.

Die Grundidee eines Raves besteht darin, möglichst viele Raver (gegen Entrichtung eines Eintrittspreises) auf eine große Party zu locken. Eine solche Party dauert oft zehn, zwölf Stunden und länger. Entsprechend umfangreich ist folglich in der Regel das Line-up, das Aufgebot an DJs und D-Janes mit in der Szene mehr oder weniger gut bekannten Namen. Deren Auftritte am Turn-Table werden durchweg von Light-Shows begleitet: von der Videoanimation bis zur Laseroptik, vom Kunstnebel bis zum Stroboskop-Strahler.

Neben diesem technischen Equipment zur Produktion der audiovisuellen Basis des ganzen Tanzvergnügens muss natürlich auch die Logistik der Ver- und Entsorgung aller zahlenden Party-Gäste – sowie der nicht zahlenden VIPs – gewährleistet sein. Hinzu kommen Sicherheitsvorkehrungen aller möglichen Art, Parkgeländeüberwachung, Reinigungsmaßnahmen und vieles andere mehr. Dieser Massenspaß basiert also unabding-

bar auf relativ hohem Kapitaleinsatz und auf vielerlei organisatorischen und logistischen Vor-, Begleit- und Nacharbeiten. Infolgedessen hat sich auf der Basis der finanziellen Ressourcen der Raver-Massen eine Art Organisationselite ausgebildet. Die spezifische Leistung dieser Organisationselite besteht darin, solche Events zu planen, zu koordinieren und zu realisieren, von denen die Teilnehmer den Eindruck gewinnen, dass sie ihren individuell-kollektiven Erwartungen an Spaß voll und ganz entsprechen. In dem Maße, in dem die Raver glauben, dass sie genau das Event wollen, das ihnen vom Veranstalter geboten wird, erleben sie tatsächlich eine »echt geile Party«.

Bewältigungsprobleme des gemeinen Ravers

Jede Person, die einen Rave mitmacht, geht gesundheitliche Risiken ein. Damit ist gar nicht das Risiko gemeint, das mit dem Konsum jener berüchtigten Designer-Drogen verbunden ist, die irgendwo von irgendwem (hoffentlich nur) aus irgendwelchen Amphetaminderivaten zusammengesetzt worden sind. Gemeint ist damit zunächst einmal, dass man auf einem Rave den – gelegentlich die Schmerzgrenze überschreitenden – phonstarken Emanationen der Wände und Türme aus Lautsprecherboxen kaum entrinnen kann. Hinzu kommen Stroboskoplicht, Lasershows und Kunstnebel, welche die Augen überreizen. Bei Indoor-Events wird zudem die Sauerstoffzufuhr auf den Tanzflächen zum Dauerproblem, das sich durch den allgegenwärtigen, üppigen Konsum von Zigaretten nicht eben verringert. Atem und Schweiß Tausender von Tanzenden bewirken eine oft gewächshausartig hohe Luftfeuchtigkeit. Beim Wechsel ins Freigelände vor den Hallentüren drohen den aufgeheizten und schweißnassen Ravern, zumindest in den kühleren Jahreszeiten, Unterkühlung und Erkältung. Hinzu kommen kleinere Gefahren wie Muskelverspannungen, allgemeine Erschöpfungszustände und Schlafmangel.

Die dergestalt dauerbelasteten Körper müssen mit Mineralstoffen und Vitaminen versorgt und insbesondere durch reichlich Flüssigkeitszufuhr vor dem Austrocknen bewahrt werden. Allerdings vermögen nur ausgesprochen robuste Mägen die auf Raves so populären Energy-Drinks auf Dauer ohne nachhaltige Verstimmung zu absorbieren. Abfallbehälter und Sitzgelegenheiten sind ausgesprochen rare Gegenstände. Folglich dient der

Fußboden zugleich als Müllkippe, Aschenbecher und Liege- bzw. Schlafstätte. Die sanitären Anlagen befinden sich schon nach kurzer Zeit im Zustand extremer Verschmutzung. Toilettenpapier findet sich eher rollenweise eingeweicht neben oder auch in der Kloschüssel denn als zweckdienlich nutzbarer Gebrauchsgegenstand an den dafür vorgesehenen Halterungen. Auf den Frauentoiletten ist die Situation überdies geprägt durch Dauerstau und Warteschlangen.

Ein Blick über das Gelände

Bei einem Rave werden nachgerade alle existentiellen Voraussetzungen, die nach den kulturellen Normalerwartungen moderner Gesellschaften zum physischen Wohlbefinden gehören, massiv unterlaufen. Dies wird jedoch von der Masse der Raver offenbar ignoriert. Denn wer nach acht bis zehn Stunden Party noch einigermaßen klaren Auges die Szenerie jenseits der Tanzflächen überblickt, dem wird das – aus gewissen Endzeit-Filmen vertraute – Bild einer apokalyptischen Kollektivverschöpfung und Weltmüdigkeit schier unabweisbar.

Dicht gedrängt sitzen, kauern, liegen, hängen unzählbar viele fahle, jeglicher Fassung ledige junge Menschen in schmutzigen Kleidern neben-, durch- und übereinander: Ein Meer von ausgelaugten Leibern erstreckt sich auf ödem, verdrecktem Gelände. Und trotzdem wirken und verhalten sich die Party People weder mürrisch noch niedergeschlagen noch verzweifelt. Im Gegenteil: Was die müden Gesichter ausstrahlen und womit sie die schlaffen Körper überstrahlen, das deutet eher auf fast kreatürliche Entspannung, Zufriedenheit, ja Glückseligkeit hin.

Warum aber zeigt sich hier, im massenhaften Rückzug auf ein quasi-kreatürliches Sein, zugleich ein entspanntes, zufriedenes, in gewisser Weise sogar glückliches Miteinandersein? Was geht bei einem solchen Event vor sich, das – trotz alledem – so viel Vergnügen bereitet, dass sich die zivilisatorische Normalität im Hinblick auf physisches Wohlbefinden von so vielen Menschen dermaßen entschieden verschiebt, dass sie genau dann »gut drauf« sind, wenn die gegebenen Umstände dem völlig entgegengustehen scheinen?

Ein ver-rückter Zeit-Raum

Die Grundstimmung beim Rave ist Ausgelassenheit, Sensationslust, Neugier, ist der kollektive Wille, gemeinsam Spaß zu haben. Kurz: Der Rave ist ein Fest. Allerdings ist der Rave ein Fest mit einigen strukturellen Besonderheiten, die ihn signifikant von anderen Festen oder Partys unterscheiden: Letztere haben normalerweise zunächst einen die Teilnehmer mehr oder weniger nachdrücklich zum termingerechten Erscheinen auffordernden Beginn. Nach einer Art Aufwärmphase beginnt das eigentliche, auf einen oder mehrere Höhepunkte hin ausgerichtete Fest- und Partygeschehen, auf das schließlich eine Auskühl- und Ausklangphase folgt.

Der Rave hingegen weist – jedenfalls von der Idee her – keine solche Verlaufskurve auf. Er ist vielmehr ein Fest, das immer schon angefangen hat und nie endet. Faktisch geht es natürlich lediglich um ein Ereignis, das so lange dauert, dass jeder Teilnehmer an einem beliebigen Zeitpunkt in das Geschehen ein- und auch wieder aussteigen kann, ohne etwas Wesentliches zu versäumen. Dem Rave ist idealerweise ein Andauern eigen, nicht des Gleichen, aber des Gleichartigen, das lange genug ist, um das Teilhabebedürfnis des Einzelnen zu über-dauern. Insofern fungieren die After Hours und After After Hours gleichsam als Verlängerungsprothesen für diejenigen, die dem eigentlichen Event konditionell überlegen oder zumindest subjektiv zu spät in die Party eingestiegen sind.

Wesentlich dafür aber, dass dieses Andauern über viele Stunden hinweg im Bewusstseinsstrom des Ravers zu einem Kontinuum von vielfältig ineinander verwobenen *resting places* und *flying stretches* wird, ist nun das, was diese Stunden erfüllt: das Tanzen und Chillen in einem ver-rückten Raum aus Musik und Licht, in dem einem Raver Hören und Sehen keineswegs vergeht, sondern in dem es ihm im Gegenteil zum Ohrenschaus und zur Augenweide wird.

Anders als in einer herkömmlichen Diskothek werden bei einem Rave bekanntlich nicht nacheinander einzelne Hits gespielt, sondern allenfalls als erkennbare Bausteine eingefügt in eine Soundkomposition, die typischerweise vom DJ am Turn-Table oder in Live-Acts kreiert wird – in Akten der situativen Neuschöpfung durch Mischung, Rekombination und Modifizierung der auf Vinylscheiben vorhandenen Tracks.

Der DJ ist also kein Discjockey. Er spielt nicht einfach Schallplatten und gibt dazu irgendwelche mehr oder minder launigen Kommentare ab. Der DJ führt vielmehr die elektronisch erzeugten oder per Computer ge-

sampelten Tracks zusammen, lagert sie aufeinander, schiebt sie ineinander und achtet dabei darauf, Bass-Frequenz-Differenzen zwischen den einzelnen Tracks auszugleichen und dadurch Unterbrechungen im Rhythmus des Beats zu vermeiden. Durch dieses Verweben des Sound-Materials zu oft stundenlang dauernden, komplexen Klangteppichen entsteht der Eindruck eines durchgehenden Stückes. Und dieser Rave-Sound löst starke körperliche Empfindungen aus und ruft bei den Ravern physisch-psychisches Wohlbefinden hervor: Man tanzt nicht zur, man tanzt vielmehr in der Techno-Musik, die den Körper zu überfluten und zu durchströmen und die Welt ringsumher vergessen zu machen scheint.

Die Musik betäubt und putscht zugleich auf. Wesentlich verstärkt wird diese Wirkung durch gigantische Light-Shows, die mit Begriffen wie Videoanimation, Laseroptik, Kunstnebel und Stroboskop-Bestrahlung eben nur technisch, hinsichtlich ihrer Erlebnisqualität jedoch gänzlich unzureichend identifiziert sind. Es geht dabei um rasch wechselnde Hell-Dunkel-Effekte, um kaleidoskopartige Eindrücke, um stehende, zerfließende, repetitive Bilder, um schöne Bilder, um grausame Bilder, um sich überlagernde, einander aufzehrende Bilder in gänzlich unerwarteten Abfolgen. Es geht um die Kombination von Diffusität – exemplarisch realisiert in den alles umhüllenden Nebelschwaden – und von Präzision, mit der die bunten, rasiermesserscharfen Laserstrahlen das Diffuse durchschneiden. In diesem kosmischen Gewitter entsteht ein außeralltäglicher Raum im Raum, der mit dem An- und Abschalten der ihn erzeugenden technischen Anlagen entsteht und vergeht.

Solange sie dauert, evoziert diese, die Sinnesempfindungen ganzheitlich erregende, audiovisuelle Totalanimation beim Tanzenden – insbesondere in Kombination mit den entsprechenden Drogen – einen ekstatisch-enthusiastischen Zustand, dessen Beschreibungen an die von mystischen Erfahrungen erinnern. Alles Erleben ist intensiviert, scheint sich auf allen Kanälen zu ereignen und alle Fasern des Körpers in Bann zu ziehen.

Leibhaftig im Feld posttraditionaler Vergemeinschaftung

»In der gleißenden Nachmittagssonne wird das fast kahle Gelände zu einer brutofen-heißen Stein- und Betonwüste. Aber eigentlich sind wir ja so-